

„Gib mal einen“, sage ich, „dann kann ich nächstens Adolf besuchen.“

Er zieht einen Block heraus und reißt den Schein ab. „Füll ihn selbst aus. Du fährst natürlich zweiter Klasse.“ „Gemacht.“

Draußen knöpft Willy seinen Mantel auf. Er hat einen zweiten darunter an. „Besser, ich habe ihn, als daß er nachher verschoben wird“, meint er gemütlich. „Den können mir die Preußen für mein halbes Duzend Splinter schon zugeben.“

Wir gehen die Große Straße entlang. Kosole erzählt, daß er heute nachmittag seinen Taubenschlag reparieren will. Er hat vor dem Kriege eine Zucht von Brieftauben und schwarzweißen Tümlern gehabt. Damit will er jetzt wieder anfangen. Das hat er sich immer draußen gewünscht.

„Und sonst, Ferdinand?“ frage ich.

„Arbeit suchen“, sagt er kurz, „bin doch verheiratet, Mensch. Immer ran an Speck jetzt.“

Aus der Gegend der Marienkirche knattern plötzlich ein paar Schüsse. Wir hören auf. „Armeerevolver und Gewehr 98“, erklärt Willy sachkundig. „Zwei Revolver, glaub ich.“

„Na, wenn schon“, lacht Tjaden und schwenkt seine Schnürschuhe, „immer noch verdammt friedlich gegen Fländern.“

Vor einem Herrenmodegeschäft bleibt Willy stehen. Im Fenster ist ein Ersatzanzug aus Papier und Brennesselfasern ausgestellt. Doch der interessiert ihn wenig. Dagegen betrachtet er gebannt eine Reihe von verblähten Modeplakaten, die hinter dem Anzug ausgehängt sind. Aufgeregt zeigt er auf das Bild eines eleganten Herrn mit Spitzbart, der in ewiger Unterhaltung mit einem Jäger begriffen ist. „Wißt ihr, was das ist?“

„Eine Flinte“, sagt Kosole, der den Jäger meint.

„Quatsch“, unterbricht Willy ihn ungeduldig, „das ist ein Rötteweh! Ein Schwalbenschwanz, verstehst du? Das Modernste jetzt! Und wißt ihr, was mir eingefallen ist? Ich lasse mir einen aus diesem Mantel hier machen. Auf-trennen, schwarz färben, umarbeiten, hier die Schlippen weg — bong, sage ich euch!“

Er verliebt sich zusehends in seine Idee. Aber Karl dämpft ihn. „Hast du denn eine gestreifte Hose dazu?“ fragt er überlegen.

Willy stutzt einen Moment. „Die Klause ich meinem Alten aus dem Schrank“, entscheidet er dann. „Dazu noch seine weiße Hochzeitsweste, was meint ihr, wie Willy dann aussieht!“ Strahlend vor Glück blickt er uns der Reihe nach an. „Verflucht nochmal, Kinder, jetzt wird aber gelebt, was?“

Ich komme nach Hause und gebe die Hälfte des Entlassungsgeldes meiner Mutter. „Ludwig Breyer ist da“, sagt sie, „er sitzt in deinem Zimmer.“

„Er ist ja Leutnant“, fügt mein Vater hinzu.

„Ja“, erwidere ich, „hast du das nicht gewußt?“

Ludwig sieht etwas frischer aus. Seine Ruhr bessert sich. Er lächelt mich an. „Ich wollte mir ein paar Bücher von dir borgen, Ernst.“

„Such dir aus, was du willst, Ludwig“, sage ich.

„Brauchst du sie denn nicht selber?“ fragt er.

Ich schüttele den Kopf. „Vorläufig nicht. Gestern habe ich mal etwas versucht, zu lesen. Aber es ist komisch, ich kann meine Gedanken nicht mehr richtig zusammenhalten. Nach ein paar Seiten denke ich an ganz was anderes. Als wenn man ein Brett vor dem Kopf hätte. Willst du Romane haben?“

„Nein“, sagt er und sucht sich ein paar Bücher heraus. Ich sehe auf die Titel. „So schweres Zeug, Ludwig?“ frage ich, „was willst du denn damit?“

Er lächelt verlegen. Dann sagt er zögernd: „Draußen ist mir so manches durch den Kopf gegangen, Ernst, und ich konnte es nie recht zusammenbringen. Jetzt aber, wo es nun vorbei ist, möchte ich eine Menge wissen; wie das mit den Menschen ist, weißt du, daß so etwas passieren konnte, und wie das alles kommt. Da gibt es viele Fragen. Auch bei uns selber. Früher haben wir über das Leben doch ganz anders gedacht. Ich möchte vieles wissen, Ernst . . .“

Ich zeige auf die Bücher. „Glaubst du, daß du es darin findest?“

„Ich will es jedenfalls versuchen. Ich lese jetzt von morgens bis abends.“

Er verabschiedet sich bald. Nachdenklich bleibe ich sitzen. Was habe ich getan inzwischen? Beschämt greife ich nach einem Buche. Doch bald lasse ich es sinken und starre aus dem Fenster. Das kann ich stundenlang, so ins Leere hinein. Früher war das anders, da wußte ich immer, was ich tun sollte.

Meine Mutter kommt ins Zimmer. „Ernst, du gehst doch heute abend zu Onkel Karl?“

„Ja, meinetwegen“, erwidere ich etwas mißmutig.

„Er hat uns oft Lebensmittel geschickt“, sagt sie behutsam.

Ich nicke. Draußen vor dem Fenster beginnt die Dämmerung. In den Nischen der Kastanie hängen blaue Schatten. Ich wende mich um. „Wart ihr im Sommer oft am Pappelgraben, Mutter?“ frage ich rasch. „Das muß doch schön gewesen sein . . .“

„Nein, Ernst, das ganze Jahr nicht.“

„Aber warum denn nicht, Mutter?“ frage ich erstaunt. „Früher seid ihr doch jeden Sonntag dagewesen.“

„Wir sind nicht mehr spazierengegangen“, erwidert sie leise, „man wurde immer so hungrig davon. Und wir hatten doch nichts zu essen.“

„Ach so . . .“, sage ich langsam, „aber Onkel Karl, der hatte genug, was?“

„Er hat uns auch oft was geschickt, Ernst.“

Ich bin plötzlich etwas traurig. „Wozu war das eigentlich alles, Mutter?“ sage ich.

Sie streicht mir über die Hand. „Es wird schon zu etwas gewesen sein, Ernst. Unser Herrgott wird es wohl wissen.“

Onkel Karl ist der Renommierverwandte unserer Familie. Er hat eine Villa und war im Kriege Oberzahlmeister.

Wolf begleitet mich hin, aber er muß draußen bleiben, denn meine Tante liebt keine Hunde. Ich klingele.

Ein Mann im Frack öffnet. Verdußt grüße ich. Dann fällt mir ein, daß es der Diener sein muß. Das habe ich beim Kommiß ganz vergessen.

Fortsetzung morgen!